

Gleichnisse sind immer Bild-Rede und müssen als solche übertragen, übersetzt werden. Zu diesem Gleichnis, das Jesus heute im Evangelium erzählt, gibt es mehrere solcher Übersetzungen. Eine dieser Übersetzungen geht folgendermaßen: Der erste Sohn, der sich zunächst weigert, aber dann schließlich doch in den Weinberg geht, der könnte für all diejenigen stehen, die zwar Sonntag für Sonntag Nein sagen, die der Kirche den Rücken zugekehrt haben, die sich aber im Alltag bemühen, christlich zu leben und sich vorbildlich für andere einzusetzen. Und die Zahl derer nimmt zu.

Der zweite Sohn, der zu seinem Vater Ja sagt, aber dann nicht in den Weinberg geht, der könnte für uns alle stehen. Denn Sonntag für Sonntag kommen wir zum Gottesdienst, sagen wir Ja zu ihm, doch im Alltag tun wir uns oft schwer, dieses Ja in die Tat umzusetzen.

Auf die abschließende Frage Jesu im Evangelium, wer von diesen beiden nun den Willen Gottes erfüllt, müsste nun die Antwort wohl lauten: der Erste, also die anderen, die wachsende Mehrheit – nicht wir.

Doch ganz so einfach geht es hier nicht. Tatsächlich erweckt dieses Gleichnis Jesu auf den ersten Blick zunächst etwas den Eindruck von Schwarz-Weiß-Malerei. Doch wenn man es ein wenig länger auf sich wirken lässt, dann treten da ein paar Zwischentöne zum Vorschein, denen eine so einfache Übersetzung, wie die eben dargestellte, nicht mehr gerecht werden kann. Die beiden Söhne des Gleichnisses unterscheiden sich nämlich durch noch etwas ganz anderes.

Da ist z.B. der zweite Sohn, der auf die Aufforderung des Vaters eine Antwort gibt, die – je länger man sie betrachtet – umso eigenartiger erscheint: „Ja, Herr.“ (V 30) Diese Anrede passt doch nicht in ein Gespräch zwischen Vater und Sohn. Die Bezeichnung „Herr“ wäre angebracht bei einem Dienstverhältnis, bei einem Gespräch zwischen einem Untergebenen und seinem Chef.

Damit deutet allein schon diese Anrede hier etwas Wichtiges an: Die Beziehung zwischen diesen beiden stimmt nicht, sie ist gestört. Dass der Sohn dann nicht in den Weinberg geht, das ist nur noch die Folge, die Konsequenz einer verloren gegangenen Beziehung.

Und genau in diesem Punkt unterscheidet sich der erste Sohn. Bereits die Anrede des Vaters: „Mein Kind...“ (V 28) lässt hier eine andere Beziehung anklingen. Sein trotziges „Ich will nicht.“ (V 29) mag frech, ungezogen klingen. Aber so redet nur einer, dessen Beziehung zum Vater noch intakt ist. Ihm liegt immerhin noch so viel an seinem Vater, dass er eine Auseinandersetzung riskiert. Würde es sich hier um ein Dienstverhältnis handeln, dann hätte eine solche Antwort unweigerlich zu einer Kündigung führen müssen. Aber den Sohn weiß, dass das nicht passiert; er weiß, dass er Sohn ist. Hier ist noch Beziehung vorhanden.

Die weitere Reaktion des Sohnes bestätigt genau das. Er bereut seine Verweigerung und geht dennoch in den Weinberg. Reue aber kann nur der empfinden, der eine Beziehung hat zu dem, gegenüber dem der sich falsch verhalten hat. Diese Beziehung ist es, die bei dem Sohn einen Sinneswandel, einer Umkehr bewirkt. Und genau auf diese Beziehung kommt es hier an.

Wenn wir jetzt noch einmal eine Übersetzung dieses Gleichnisses für uns heute versuchen, dann könnte das etwa so aussehen:

Als Kinder Gottes, als Kinder desselben Vaters wie im Gleichnis, ergeht an uns alle die Aufforderung, im Weinberg des Herrn zu arbeiten. Der Weinberg, der steht hier – wie in allen Gleichnissen Jesu – für nichts anderes als das Reich Gottes; dieser Vater fordert auch uns auf, mitzuarbeiten an diesem Reich Gottes, mitzuarbeiten an einer Gemeinschaft, die sich durch den gemeinsamen Bezug zum himmlischen Vater radikal von dem allgemein Üblichen unterscheidet.

Doch damit geraten wir jetzt in ein Problem. Es scheint fast so, als würden wir so etwas wie einen dritten Sohn darstellen, der auf die Bitte seines Vaters antwortet: Ich würde ja gern, aber ich weiß nicht wie und wo. Die Bitte des Vaters zielt nämlich nicht auf ein allgemeines Gut-Sein, sondern auf ein ganz bestimmtes und klar abgegrenztes Arbeitsgebiet, auf die Errichtung des Reiches Gottes. Weil aber genau dies der zentrale Auftrag von Kirche ist, richtet sich die Arbeitsaufforderung des Vaters zuallererst auf die konkrete Pfarrgemeinde vor Ort. Hier – und nicht etwa in einem großen anonymen Raum – gilt es, mit all unserem Wissen und Phantasie, unserer Experimentierfreudigkeit und Risikobereitschaft, unserem Mut und Entschlossenheit uns wirklich auf die ganz anderen Gesetzmäßigkeiten der Welt Gottes einzulassen und sie in erlebbare Praxis umzusetzen.

Die Schwierigkeiten, die dabei fast zwangsläufig auftauchen werden, lassen sich nicht einfach beseitigen mit der Aufforderung: Tut endlich etwas, strengt euch etwas mehr an. Hier muss an einer ganz anderen Stelle angesetzt werden. Und auf diese Stelle weist Jesus mit seinem Gleichnis deutlich hin:

Er stellt uns nämlich heute vor die grundsätzliche Frage:

- Verstehen wir uns als Christen einfach nur als Befehlsempfänger göttlicher Gebote, ist unser Glaube nur eine Art von Dienstverhältnis, bei dem die Lohnabrechnung halt erst ganz am Schluss kommt, und bei der immer mehr überlegen, ob sie vielleicht mit Teilzeitarbeit oder Jobsharing nicht genau so weit kommen.
- Oder ist unser Glaube zuallererst die Beziehung zwischen einem Kind und seinem Vater, ist das Reich Gottes unsere Sache, weil es die Sache unseres Vaters ist?

Von der Antwort auf genau diese Frage hängt im Gleichnis, und hängt deshalb auch heute alles andere ab.